Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 14. 7. 1935 | Nr. 28

Den parteigebundenen Brüdern!

Am vorigen Sonnabend hat an dieser Stelle ein Mädel „Dagmar“ ihre ehrliche Meinung über die jungdeutschen Angriffe gegen Hans Kohnert niedergeschrieben. Es war dies das erste Mal, daß wir unser Schweigen über die Reihe von Schmutzartikeln aus reaktionären Federn gebrochen haben. Man ist in der Redaktion der „Deutschen Nachrichten“ gar nicht darauf eingegangen, daß hier offensichtlich eine echte, junge Nationalsozialistin ein klares Ziel und einen offenen Weg erkannt hatte. Man ist ja in dieser Schreibbude auch nicht dazu da, auf die Herzensmeinung des deutschen Bruders oder der deutschen Schwester zu sehen, sondern hat eben berufsmäßig Gift zu verspritzen. Wir haben keinen Grund uns einzubilden, daß wir diese Herren oder gar festgerannten alten Dickköpfe ändern und erneue'rn könnten. Heute kann man bei uns nicht mehr mit den veralteten Methoden von 1934 arbeiten. Heute ist längst etwas Neues im Werden, was durch Anekdötchen und Vertellchens von angeblichen Fenstersprüngen nicht aufgehalten werden wird. Wir haben jedenfalls von Tag zu Tag mehr das Empfinden, daß die Partei nur die eine „hehre Aufgabe“ hat, uns allerlei Knüppel zwischen die Beine zu schmeißen. Das wird uns natürlich nicht hindern, uns höchstens noch härter im Kampf machen. Durch Geschrei, Hetze und Verleumdung werdet ihr die Klausel der Ausschließlichkeit nicht ändern, die wir als ein gutes Heilmittel von Parteigeist betrachten. Inzwischen tun uns jene Kameraden leid, die sich mit den Artikeln des Parteiblattes auf eine Stufe gestellt fühlen müssen. Ihnen rufen wir zu: „Seid ihr so stark, daß ihr mit eurem jungen Geist die JDP beherrscht, dann räumt endlich diese Schmutzfinken aus!“ Wir wissen genau, daß ihr heimlich über diese Mißstände murmelt. Das hilft aber nichts. Man soll als Nationalsozialist hart und kompromißlos sein und seine Meinung offen heraus sagen. Darüber hinaus sagen wir euch noch eines: Der Nationalsozialismus für das Deutschtum in Polen wird auf dem Wege der „Deutschen Vereinigung“ besser und richtiger befolgt, als durch die Partei und ihre Bonzen. Deshalb ist euer Platz zu gemeinsamer Arbeit bei uns.

E. H.

Sonett von der Kameradschaft

Laß deine Hand fest in die meine gleiten,
was uns vordem auch immer widerfuhr,
es wandeln sich im Wechsel auch die Zeiten,
nicht aber zu der Fahne unser Schwur.

Und wolltest du auf hohem Rosse reiten,
ich faßte sehnig deine Bügelschnur,
im harten Schritte treu dir noch zur Seiten:
Die Väter kämpften schon bei Mars-la-Tour.

Wir aber: Douaumont und Feldherrnhalle!
Ich zog den Pflug, du sätest gut und klar,
geb' Gott den Segen, daß die Ernte falle.

Dann wächst aus unseren Taten heilig wahr,
das Tempelwerk, zu dem die Zukunft walle:
Die Kameradschaft ist unwandelbar.

Herbert Böhme

Seine Pflicht und unsere Pflicht!

Nicht mehr dieses stete Wanken,
nicht mehr dieser ew'ge Trug.
Dieses schwache, seichte Schwanken.
Unsers Zagens ist genug.

Wer nicht will Gefahren sehen,
Wer sich fürchtet und verbirgt,
Der soll zu dem Feigling gehen
Der sein stolzes „Ich“ verwirkt.

Nur im Hintergrunde bleiben,
da wo man ums Leben ficht,
nur sein eignes Spiel betreiben,
wo das große Ganze spricht.

Das kann nur der Ränkevolle,
Nur der Untermensch allein,
Nur der Schwache, nur der Tolle
Der sich fürchtet vor dem Sein.

Menschen brauchen wir mit Stirnen,
Die mit Stahl gepanzert sind.
Menschen brauchen wir mit Hirnen,
Die uns packen wie der Wind.

Menschen, deren Fäuste zwingen,
Deren Augen furchtlos glühn,
Deren Herzen stählern klingen,
Menschen die in Not erblühn.

Menschen brauchen wir, die blutig
noch im Tod zur Fahne sehn.
Menschen, die da todesmutig
sicher durch das Leben gehn!

Was ist Pflicht — — Was ist Pflichterfüllung? — — Es ist unsere Pflicht als Mitglied der Deutschen Vereinigung mitzuhelfen an diesem großen Bau, zu dem der Grundstein gelegt ist. Und dieses Pflichtbewußtsein hat unser Dr. Hans Kohnert, den wir einstimmig zu unserem 1. Vorsitzenden gewählt haben, voll und ganz erkannt.

Als Arbeit zu erfüllen war, als es hieß sich zu opfern, seine ganze Kraft für uns alle einzusetzen, da war er da und stand für uns. Aber nicht nur für uns, sondern mit uns für das große Ganze, für unser vielgeliebtes deutsches Volk. Keine Zeit, keine Aufopferung war da zuviel verlangt. Alles gab er hin, seine ganze Kraft, sein Leben. Und das alles als eine Selbstverständlichkeit. Das war für ihn eben seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Dr. Kohnert ist da und hat sich ganz und gar eingesetzt. Das nennt man Pflichtbewußtsein, das nennt man Pflichterfüllung! — Wenn nun auch andere schreien und ihn in den Dreck ziehen wollen, das schert uns nicht; dafür haben wir nur ein verächtliches „Pfui!!!!“. Ich weiß, warum sie schreien und johlen, wir wissen es alle. Und besser als wir, wissen sie es selbst. Nur weil sie ihn selbst nicht haben, das ist der einzige Grund! Wäre er bei ihnen, dann wäre er der beste Kerl. So aber ist es ein falscher Mensch, ein Mensch, der nicht zum Nationalsozialismus gehört, der nichts kann, nichts wert ist.

Da möchte ich denen nur sagen: Faßt euch lieber an eure eigene Nase! Die wollen schon 1922, als die Idee Adolf Hitlers noch gar nicht bis zu uns durchgedrungen war, Nationalsozialisten im Sinne Adolf Hitlers gewesen sein. Da haben sie sich aber mächtig in den Finger geschnitten. Nicht das kleinste Kind glaubt ihnen das. Dr. Kohnert gibt auf diese Redensarten und Quatschereien gar nichts. Er weiß, nur Arbeit und das Gegenteil beweisen ist das Richtige. Er achtet nicht darauf, überhört das, nur ein verächtliches Lächeln kommt da über sein Gesicht. Er hört nicht nach rechts und nicht nach links, sondern geht seinen Weg, den Weg, den wir ihm freudig folgen. Er ist uns Beispiel und Vorbild in der Arbeit und im Kampfe, den wir hier zu führen haben.

Wir aber, wir haben ihn erkannt, haben ihn gerufen, dieses schwere Amt, die Leitung dieser großen, der größten deutschen Organisation in Polen zu übernehmen. Er weiß, welche große und schwere Aufgabe ihm gestellt ist und auch wir wissen es. Wir wissen es auch, genau so wie er, daß wir eine Einigkeit erlangen werden. Aber nicht, wenn wir die Hände in den Schoß legen, sondern nur, wenn wir mithelfen, ihm beistehen in dieser schweren, verantwortungsvollen Arbeit. Darum fordere ich euch auf, ihr Jungen und Mädel, die ihr mit die Verantwortung trägt, steht ihm bei in diesem Kampfe! Helft ihm, und damit uns! Das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß wir ihm beistehen und ihm helfen. Wir haben unsere Pflicht nicht dadurch erfüllt, daß wir ihn einstimmig zum Vorsitzenden gewählt haben. O nein! Jetzt erst, jetzt heißt es ihm beistehen und helfen zu jeder Zeit und Stunde.

Ich bin geboren deutsch zu fühlen,
bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk — und dann die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

Nehmt euch diese Worte zu Herzen und geht damit weiter in den Kampf! Mit unserem, von uns allen geliebten Hans Kohnert für die „Deutsche Vereinigung“!

Volk Heil! **Siegfried Bölter**-Dirschau.

Schnüffler und Ehrabschneider.

Es gibt dann nichts, das solch einem geistigen Raubritter nicht passend wäre, um zu seinen sauberen Zielen zu kommen.

Er wird dann bis in die geheimsten Familienangelegenheiten hineinschnüffeln und nicht eher ruhen, als bis sein Trüffelsuchinstinkt irgendeinen armseligen Vorfall aufstöbert, der dann bestimmt ist, dem unglücklichen Opfer den Garaus zu machen. Findet sich aber weder im öffentlichen noch im privaten Leben selbst bei gründlichstem Abriechen rein gar nichts, dann greift so ein Bursche einfach zur Verleumdung in der festen Überzeugung, daß nicht nur an und für sich auch bei tausendfältigem Widerrufe doch immer etwas hängen bleibt, sondern daß infolge der hundertfachen Wiederholung, die die Ehrabschneidung durch alle seine sonstigen Spießgesellen sofort findet, ein Kampf des Opfers dagegen in den meisten Fällen gar nicht möglich ist; wobei aber dieses Lumpenpack niemals etwas aus Motiven, wie sie vielleicht bei der anderen Menschheit oder wenigstens verständlich wären, unternimmt. Gott bewahre!“

Adolf Hitler in „Mein Kampf“.

Wir feiern Heimatfeste.

Im Sommer, kurz vor der Ernte, war es vielfach üblich, daß Volksvergnügen veranstaltet wurden. Diese „Vergnügen“ hatten oft den Zweck, den Anwesenden nur eine allgemeine Belustigung zu geben. Es fehlte diesen „Festen“ jeglicher Inhalt völkischen Lebens.

In der Zeit unserer Erneuerung geht es nicht mehr, daß wir Feste veranstalten, die nur den Charakter eines Vergnügens tragen. Unseren gemeinsamen Zusammenkünften müssen wir stets einen tieferen Sinn zugrunde legen. Deshalb weg mit den sich immer wiederholenden „Festen“ und auf zum Heimatfeste.

Die Heimatfeste haben für uns eine ganz besondere Bedeutung. Einmal sollen sie den Festteilnehmern zeigen, was sie an ihrer Heimat haben und sie mahnen, daß sie der Heimat treu bleiben; dann aber haben sie auch eine große Bedeutung als Wiedersehens und Erinnerungsfest. Frühere Dorfbewohner, Kinder, Geschwister und Verwandte, die sich auswärts aufhalten, werden eingeladen. Von nah und fern kommen die Gäste. Am Vormittag ist gemeinsamer Kirchgang. Für diejenigen, die aus der Ferne gekommen sind, ist die Dorfkirche die Stätte alter lieber Erinnerungen. Am Nachmittag beginnt das Fest.

Eingangs eine kurze Begrüßung. Alle Reden bei solchen Festen müssen kurz, aber eindringlich sein. Gemeinsame Lieder oder Chorlieder der Jugendgruppen umrahmen etwaige Reden. Den gemeinsamen Gesängen ist jedoch der Vorzug zu geben. Da leider die Texte größtenteils unbekannt sind, so ist es gut, diese in die Festfolge zu drucken und sie den Leuten in die Hand zu geben. Es muß verhütet werden, daß eine Darbietung die andere jagt. Einzelne Gruppen, die ein Spiel oder dergleichen sich vorgenommen haben, müssen jedoch bei bestimmten Zeiten bleiben. Die große Zahl der Festteilnehmer soll sich durch Zuschauen und Mitmachen so unterhalten können, wie sie Lust haben. Jeder muß Gelegenheit haben, sich irgendwie zu betätigen, oder sich nach Herzenslust bewegen zu können. Für die Kinder — Sacklaufen, nach Süßigkeiten schnappen und eine Kasperlebude. Von Zeit zu Zeit zeigt sich der Kasper mit seinen drolligen Einfällen. Für die ältere Jugend: Kreislauf- und Bewegungsspiele. Es werden sich bestimmt noch viele andere Spiele finden, Spiele, die schon früher von den älteren gespielt worden, heute aber in Vergessenheit geraten sind. Die Frauen werden zum „Wurstschnappen“ eingeladen: Im Kreis nehmen sie Aufstellung. Vor ihrer Nase kreist am langen Faden, der von einem „gehässigen Menschen“ bedient wird, die saftige Wurst. Für die Männer: Das Reiten auf einer Tonne. (In beiden Böden sind größere kreisrunde Löcher ausgesägt, die Tonne ist innen genügend abgesteift, damit sie nicht unter der Last des Reiters zusammenbricht. Durch die beiden Öffnungen wird nun eine lange Stange gesteckt, welche auf beiden Enden auf Sägeböcken liegt. Die Kunst besteht darin, daß der Unternehmungslustige auf der Tonne reitend versuchen muß, sich mit den Händen vorwärts bis an das andere Ende der Stange hinzuziehen.)

Auf ein Trompetensignal sammeln sich die Teilnehmer zu einem Festspiel. (Unter der Dorflinde / von Walter Vogel.) Nach dem Spiel ist es gut, eine Stunde der Besinnung zu hegen. Die Teilnehmer sammeln sich um eine Kanzel und einer erzählt etwas aus der Dorfgeschichte. Bilder längst vergangener Zeiten sollen wachgerufen wer-

Die Wache

Von Herybert Menzel

Steht einer einsam in der Nacht,
Mit schwerer Pflicht beladen,
Er denkt zurück und an die Wacht
Der toten Kameraden.

Er fühlts, daß einer zu ihm tritt,
Soldat aus anderen Tagen,
Der schon das Bitterste erlitt;
Und leise hört er sagen:

Kamerad! Und nur dies eine Wort.
Sie schweigen und sie schauen.
Der zweite geht ein Schatten fort
Erst früh beim Morgengrauen.

Gelöbnis

Volk!
Wir helfen dir
Aus deiner Not!
Land!
Wir holen von dir
Unser täglich Brot!
Fahne! —
Wir schwören dir:
Ewige Treue!
Führer!
Wir folgen dir
Treue um Treue!

den. Jedes wird bestimmt große Erlebnisse gehabt haben. Die Ältesten im Dorf werden viel erzählen können. Chroniken oder alte Kirchenbücher in der Gemeinde werden euch unterstützen. Aus den Erzählungen wollen wir unsere Heimat wieder lieb gewinnen.

Zwischen den einzelnen Punkten der Festfolge können ruhig Pausen entstehen. Die Leute wollen auch etwas erzählen. Zwischendurch wird getanzt, mitten auf dem grünen Rasen des Festplatzes. Das Schieben läßt sich da schlecht machen. Wir tanzen also Volkstänze und deutsche Tänze. So geht es bis zehn Uhr. Eine kräftige Ansprache an die Festgemeinde gibt Richtung für die kommenden Tage der Arbeit, des Ernstes und der Freude. Das Fest ist aus. Schön wäre es, wenn ihr Festblätter herausgeben könntet. Die Teilnehmer nehmen dann von dem Fest etwas Greifbares mit nach Hause, das sie später noch häufig in die Hand nehmen. Viel hängt von der Organisation dieses Festes ab. Nirgends werden wir Unordnung und Störung bemerken, wenn wir die Arbeit auf einzelne verteilen werden. Einige empfangen die Gäste. Einer hat die Verantwortung für das Festspiel, einer für die Kinder und sonstige Belustigungen, der andere sorgt für Sitzgelegenheit usw. Der Festleiter sorgt für die Verteilung und dafür, daß alles „klappt". Alle müssen mitwirken und mitmachen. Nicht nur die „kleinen Leute", sondern auch Bauern und Gutsbesitzer, aber nicht als Bevorzugte, sondern als Glieder der Dorfgemeinschaft.

Ein nordisches Heldenlied.

Von Dr. Werner Kulz.

Man muß einen Menschen, besonders einen Künstler, einen Dichter, lieben, um ihn wirklich zu verstehen.

Eines Tages fiel mir vor vielen Jahren durch Zufall Gorch Focks Roman von der Seefahrt, die not ist, in die Hände. Und da hatte ich für mich den „Sänger der Nordsee" entdeckt.

Aus dieser großen, schlichten, selbstverständlichen Dichtung spricht die ganze klare Kraft seiner Seele, hinter der Seefischer- und Bauernblut, nieder- und mitteldeutsche Landschaft und die Unendlichkeit des weiten Wassers, und nicht zuletzt die nie zu ergründende Sehnsucht nordischen Menschentums steht, die den letzten Quell so vieles eigentlich Unmeßbaren gegeben hat.

Wollen wir die Dichtung — Verdichtung innersten Erlebens — recht verstehen, so müssen wir zu dem Menschen gehen, aus dem heraus sie entstanden ist; — und umgekehrt; soll uns der Mensch ganz sich öffnen, so ist es notwendig, die Entwicklung seines Schaffens zu verfolgen. Beide, Leben und Schaffen, bilden eine untrennbare Einheit, und eines erwächst in seiner weiteren Gestaltung immer aus dem anderen.

Glückliches und unglückliches Streben, jahrelanges Suchen in sich selbst und nach der rechten Einordnung in die Außenwelt, Fehlwege, die doch recht waren, weil sie eine Bereicherung des eigenen Wesens in seiner Bewußtseinsfülle brachten, das sind Kennzeichen des Werdens eines deutschen Dichters, der selbst drei Stufen seines Lebens schildert:

„Er kehrte der Heimat den Rücken, wollte den Himmel stürmen und die Welt aus den Angeln heben."

Das war die erste.

„Sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sie zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten."

Das war die zweite.

„Mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat lieben und bauend durchdringen."

Das war die dritte Stufe seines Werdens, auf der er — er hatte als Angestellter der Hamburg-Amerika-Linie eine große Norwegenfahrt machen dürfen — einen, leider ungeschrieben gebliebenen Nordlandroman plante, der all seine selbst erlebten inneren Kämpfe im Ringen und im Einswerden zweier Menschen zu einer großen Lösung vor den mitlebenden Hintergrund einer gewaltigen Landschaft bringen sollte.

Überall in seinen kleinen Dramen und Erzählungen ist Selbstbiographisches verborgen. — Er schreibt auch einmal: „In jedem Buch steckt immer nur ein Mensch, so viel Namen auch genannt sein mögen." — Die reichste Auskunft aber, und zudem eine bedeutsame Ergänzung zum rein Dichterischen geben uns seine Tagebücher und Briefe.

Von seinem eigenen Schaffen sagt er einmal: „Eine Geschichte schreiben ist wie das Putzen eines Weihnachtsbaums. Hier ein Licht und da ein Licht, hier ein Apfel und da eine Nuß: so buntet sich der Baum, und ist er fertig, so erscheint er uns schön."

Solche geruhsamen Aussprüche über seine Arbeitsweise sind aber selten. Dagegen tritt das Kämpferische, das Erkämpfte und zur tiefen Erkenntnis gewordene unter seinen Aufzeichnungen viel stärker in Erscheinung.

„Du kannst dein Leben nicht verlängern, noch verbreitern; nur vertiefen, Freund."

„Du kannst nicht in Frieden mit dir leben, wenn du nicht in stetem Kampf mit dir lebst."

„Den ersten Dienst, uns auf die Welt zu bringen, leisten uns andere, ebenso den letzten, uns in den Sarg zu legen: dazwischen liegt unser Dienst."

Wenn man in Erkenntnis solcher Gedanken Gorch Focks Erzählungen liest, so wird — ohne jede Tendenz, die das echte Kunstwerk nicht verträgt — der feste ethische Kern, der für ihn eine Selbstverständlichkeit ist, immer deutlicher. Noch zweierlei tritt aber hervor: eine unendliche Güte und ein herrlicher Humor, besonders wenn er — wie Fritz Reuter und Klaus Groth — sein mit jedem Satz ins Volle treffendes, ja, geradezu malerisches Plattdeutsch schreibt.

„Trechdenken? Nee! — Trechleben und trechfeuhlen mütt ik meine Geschichten."

Da haben wir ihn erst ganz; und zugleich das Hauptunterscheidungsmerkmal eines echten Dichters von den Vielzuvielen aller Zeiten, die sich ihre „Schöpfungen" nach der Konjunktur „geistig" zusammenknobeln. — Gorch Focks kurzes Urteil über viele Dinge, die wir heute immer noch über uns ergehen lassen müssen, wäre sicher bloß gewesen: „So'n Schietkrom!"

Und sein Humor!

Zusammen mit dem Lachen — „Wenn ik mol nüch mehr lach, bün ik dot!" —, dem aus der innersten nordischen Lebenskraft, aus Lebensmut und furchtloser Tapferkeit geborenen Lachen all seiner Niedersachsen und Friesen ist er der überall im Schaffen des Dichters spürbare ewige Jungbrunnen. Kein Witz, der nur erbarmungslos spottend die Schwäche anderer bekrittelt, sondern ein grundgütiges, verstehendes, liebevolles Unterstreichen dessen, was goldene Sonnenlichter setzt im Menschenleben. Das schönste Beispiel für diesen Humor ist die Novelle von Hein Godenwind, dem groten Admiral von Moskitonien, eine deftige Hamborger Geschichte.

Aus Gorch Focks eigenster Lebensatmosphäre, aus der ihm gemäßen Umgebung und aus der Nähe von Wind und Wasser erwuchsen ihm nach zeitweiliger Entfremdung im Binnenlande seine köstlichen Arbeiten, meist aber nur dann in voller Stärke, wenn er wenigstens die direkte Rede ins Plattdeutsche setzen konnte.

Der große Krieg kam.

Wie Hermann Löns seinen „Werwolf", so hat auch Gorch Fock schon lange vor Kriegsbeginn sein starkes, vom inneren Kampferlebnis geformtes Kriegsbuch geschrieben: den großen Roman „Seefahrt ist Not". Hier wird er uns, die wir ihn verstehen und lieben, zum ewigen Sänger der Nordsee.

Nun erlebte er selbst praktisch das, was er dichterisch vorempfunden hatte.

Er kämpfte als Wehrmann der Infanterie an der Ost- und Südost-Front und hinterließ uns aus dieser Zeit ein schönes Kriegstagebuch.

Der große deutsche Morgen, den Gorch Fock schon längst in sich spürte, sollte ihn aber auf See antreffen. Es zog ihn mehr denn je in die Heimat und „rauf auf die Kähne" der Flotte. — Verständnisvolle Vorgesetzte halfen ihm, und so kam er im Frühjahr 1916 auf den modernen kleinen Kreuzer „Wiesbaden", gerade rechtzeitig genug, um in den größten Stunden der deutschen Flotte dabei zu sein.

Als die deutsche Schlachtflotte, voran die Aufklärungsschiffe des Admirals von Hipper und ganz an der Spitze die „Wiesbaden", am 31. Mai 1916 nach dem Skagerrak vorstießen, da hatte unser Dichter sein Lied ausgesungen. — Bis zum letzten Augenblick sich tapfer wehrend, wurde die „Wiesbaden" — nach einem unglücklichen Treffer in den Maschinenraum — von der gewaltig überlegenen englischen Flotte zusammengeschossen.

Sicher aber können wir sein, daß Gorch Fock, dessen Leiche später, nach ihrer Anschwemmung, an der kleinen schwedischen Insel Scharnhörn begraben wurde, das lebte, was er im „Hein Godenwind" dichterisch aussprach:

„He wuß mit eemol — . . . dat de Seemann sien Herrgott bloß eenen Dod schullig is. dat de Minsch bloß eemol starben kann, un dat he dat dorum as een Meister moken mutt, un nich as Lehrjung oder Gesell."

Heroische Anekdote.

Man schrieb den 5. Januar 1813. Von allen Türmen der Stadt Petersburg läuteten die Glocken die Abendstunde ein.

Freiherr von Stein und Ernst Moritz Arndt bestiegen den Schlitten, der sie nach Westen bringen sollte. Sorglich wickelten sie sich in die dicken Wolldecken; ein schneidender kalter Wind pfiff durch die Straßen und trieb Schnee vor sich her, daß man nur zehn Schritt weit sehen knnnte. Die kleinen zottigen Pferde legten sich mächtig in die Zugstränge, daß der Schlitten knirschte und über die menschenleeren, verschneiten Straßen flog. Bald war die Ebene erreicht.

Nach einer Weile sagte der Kutscher, daß man das „Leichenfeld des Krieges", die große Straße, die das fliehende französische Heer gezogen war, erreicht habe. Schwere Bauernschlitten, mit zwei, oft auch nur mit einem mageren Pferde bespannt, begegneten den Reisenden. Kranke und marode gefangene Deutsche, denen Qual, Hunger und Entbehrung unauslöschbar tiefe Runen in das bleiche Gesicht gegraben hatte, hockten zusammengekauert in den Fahrzeugen, die zerfetzten schmutzigen Decken krampfhaft über die vor Kälte zitternden Knie gezogen. Hinter jedem Schlitten stampften im Schnee, die noch gehen konnten, von einigen Dutzend berittene Kosaken mit kurzen Peitschen getrieben. Mit derben Flüchen knallten die Lederriemen auf die Köpfe und Rücken der Todeskandidaten, wenn der Zug ins Stocken geriet oder es nicht nach den ungezählten Wünschen der rohen Führer ging. Hohläugig und frierend stampften die Unglücklichen, die den Tod in allen ihren Zügen trugen, über das Leichenfeld oder wanden sich zähneklappernd in den Decken. Aus diesen jungen Leuten, die noch nicht einmal die nötige Kraft und Energie hatten, sich aufrecht zu erhalten, und zu jedem Schritt wie lahme Gäule gezwungen werden mußten, sollte die deutsche Legion rekrutiert werden.

Hier, an dieser Todeskarawane, die der Tod nach Norden führte, sahen die beiden deutschen Männer den ganzen Jammer des deutschen Schicksals und die Blutschuld deutscher Fürsten leibhaftig vor Augen. Wie Schatten zogen die Todgeweihten vorüber, lange, für die beiden Reisenden eine Ewigkeit, denen durch das Schauen die Augen und die Herzen wund waren, weil sie nicht helfen konnten.

Endlich war das Ziel: Pleskow am Peipussee, erreicht. Müde stiegen Stein und Arndt aus dem Schlitten und sahen mit windheißen Augen einander an: jeder war bleich, mit einem Ausdruck elenden Entsetzens in den Zügen. Das Leichenfeld des Krieges, auf dem der Tod vagabundierte und vor wenigen Stunden eine Schar deutscher Brüder in die Starre führte, war ein unerträglicher und doch unvergeßlicher Anblick.

Beim Abendessen erfuhr Stein, daß Chasot, der General dieser „Deutschen Legion" an Typhus tödlich erkrankt daniederliegt. Der Freiherr legte das Messer aus der Hand und befahl, daß man ihn an das Sterbelager des Tapferen bringe. Mit unruhiger Kühle tat man wie befohlen. In einem auf freien Felde erbauten Barackenlager waren die Typhuskranken untergebracht.

Stein und seine Begleiter traten in die Hütte, in der der General auf den Tod wartete. Scheu und vorsichtig blieben die Begleiter einige Schritte von dem Sterbelager entfernt stehen, während Stein ohne Zögern mit großen Schritten ganz nahe an den Sterbenden heranging, und ihm frei in die fiebrigen Augen sah. Ein starres, maskenhaftes Lächeln. Einer aus der abseitsstehenden Gruppe warnte den Freiherrn, den Sterbenden zu berühren. Eine Weile war Schweigen in dem engen Raum; nur das röchelnde Atmen des Sterbenden schnitt in die beunruhigende Stille. Dann rief Stein mit erhöhter Stimme voll Unerschrockenheit: „Ei, was Lebensgefahr! Wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen. — Bückte sich und küßte den Sterbenden auf die erkaltende Stirn.

Oskar Bischoff.

Liebe Volksgenossen!

Wir brauchen für das Kindererholungsheim in Grocholl kleinere und größere Geldspenden, Lebensmittel und dergleichen. Anmeldungen bzw. Überweisungen sind an die Hauptgeschäftsstelle der „Deutschen Vereinigung", Bydgoszcz, ul. 20. stycznia Nr. 2, zu richten.

Unser letzte Heimabend.

Am Mittwoch gingen wir alle mit großer Erwartung in unser Heim, denn Kamerad N., der zu unserer größten Freude auch nach Königsberg fahren konnte, wollte uns von der großen VDA-Tagung erzählen. Und wie konnte er uns alles schildern! Seine und unsere Augen leuchteten bei diesem Erzählen um die Wette. Es müssen herrliche Tage und Stunden gewesen sein, wo Tausende von Deutschen eine einzige große Familie waren. Wir erlebten an diesem Abend all das Schöne mit. Bald waren wir an herrlichen Seen, dann wieder auf weiten Wiesen, im Lager, bei Aufmärschen, Kundgebungen und immer war es Deutschland. In unser aller Herzen brannte wohl in dieser Stunde die Sehnsucht nach diesem herrlichen Lande hell auf, doch wir wissen, daß uns hier heilige Pflichten binden und wir deshalb hier im Ausland treue Deutsche sind.

Wir tragen zu tief in Blut und Blick,
erlosch'ner Geschlechter Kämpfergeschick,
wir mußten uns auch dem verschreiben.
Und lockt auch das Fernland so flimmerumhaucht,
wir bleiben dem Lande getreu, das uns braucht.
Wir bleiben, wir bleiben — wir bleiben!

Volk Heil! Kameradin Ursel.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.